

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 11 (1943-1944)
Heft: 12

Nachruf: Nachruf auf Christoph Schrempf
Autor: Hesse, Hermann

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nachruf auf Christoph Schrempf

Von Hermann Hesse

Am 13. Februar 1944 ist in Stuttgart im Alter von vierundachtzig Jahren Christoph Schrempf gestorben. Sein literarisches Werk liegt in einer Gesamtausgabe von sechzehn Bänden vor, zu dieser grossen Lebensarbeit kommt aber noch eine ununterbrochene persönlich-menschliche Leistung als Erwecker, Berater, Tröster, Freund, Gewissensschärfer hinzu, die er an mehreren Generationen vollzogen hat.

Weder zu einer Würdigung seiner Werke noch der seiner erzieherischen Leistung bin ich kompetent; ich habe von seinen Werken nur einen kleinen Teil gelesen und bin seinem Leben, mit Ausnahme der letzten Jahre, fern gestanden. Diejenigen seiner Werke aber, die ich gelesen habe, und die Ausstrahlungen seiner Persönlichkeit, die mich getroffen haben, haben in mir ein so starkes und schönes Bild seines Wesens hinterlassen, dass ich zu diesem rein persönlichen Nachruf mich berechtigt, dass ich ihn ihm schuldig zu sein glaube. Ich benütze dabei zum Teil zwei vor zehn und vor fünfzehn Jahren verfasste Aufsätze von mir.

Im Jahr 1891, ich war damals vierzehn Jahre alt, gab es in der württembergischen evangelischen Landeskirche einen Skandal, der nicht nur die Pfarrer und jungen Theologen, sondern alle gläubigen Protestanten des Ländchens heftig bewegte und also auch in meinem Elternhause widerhallte. Es ging um einen Pfarrer namens Schrempf, der es mit seinem Gewissen nicht mehr vereinen konnte, den Lutherischen Katechismus zu lehren und Kinder auf die landeskirchliche Formel zu taufen. Die Störung endete im folgenden Jahr mit dem Austritt Schrempfs aus dem Pfarramte, und die mit Scheu und Unbehagen oder mit Hass und Verachtung genannte Figur des aufrührerischen Pfarrers verschwand allmählich wieder aus den Gesprächen der Gläubigen und damit vorerst auch aus meinem Knabenhorizont. Wir Jungen hatten bei der Sache immerhin einige Schauer empfunden. Mochte dieser Schrempf Recht haben oder nicht; auf alle Fälle hatte da ein Mann sein Amt und Brot weggeworfen um seines Glaubens, vielmehr Unglau-

bens willen, und hatte sich auf die Strasse hinaus begeben, zu den Ausgestossenen und Verfehmten. Das war nichts Geringses, und so wurde mir Schrempf, ohne dass ich von seinen damaligen Problemen eine Ahnung gehabt hätte, doch zu einer Gestalt, die ich nicht vergass, die nach Höllenschwefel roch, aber auch nach Mut und Stolz.

Etwa fünf Jahre später hörte ich Schrempfs Namen wieder häufig nennen, es war in Tübingen, und unter den jungen Theologen wurde Schrempfs Zeitschrift „Die Wahrheit“ viel gelesen und besprochen. Ich selbst gehörte nicht zu ihren Lesern, wenigstens nicht zu den regelmässigen, aber frech und egoistisch, wie man es in der Jugend ist, schickte ich dem Redakteur Schrempf nach Stuttgart einen Aufsatz, den ich geschrieben hatte, und bat ihn um Aufnahme in seine Zeitschrift. Die Arbeit war eine sehr jugendliche Stilübung, ich habe sie bald darauf vernichtet. Eine Woche oder zwei wartete ich mit Spannung, ich glaube es war mein erster Versuch, etwas von mir Geschriebenes zum Druck zu bringen. Nach kurzer Zeit bekam ich meinen Aufsatz zurückgeschickt, was mich zwar betrübte, mir aber nicht ungerecht erschien. Und damals bekam ich einen ersten lebendigen Eindruck von Schrempf und seiner Art: das Manuskript kam nämlich nicht ohne Sang und Klang zurück, sondern es lag ein Briefchen von Schrempf bei, und ausserdem war mein Aufsatz von seiner Hand mit manchen Strichen, Kreuzen und andern Zeichen versehen, und aus beidem konnte ich genau erfahren, aus welchen Gründen mein Versuch abgelehnt war und wo seine Schwächen steckten. In meinem ganzen spätern Leben habe ich nie mehr von einem Redakteur ein so gründliches, schonungsloses, aber verantwortungsvolles Schreiben bekommen. Schrempfs Kritik galt nicht dem sprachlichen Ausdruck, sondern der Logik und dem Aufbau meines Aufsatzes, und die Stellen, wo er mich auf Abschweifungen ins Schönrednerische ertappt hatte, waren rot angestrichen wie in einem korrigierten Schulheft.

Für Jahrzehnte blieb dies meine einzige persönliche Berührung mit dem Mann der „Wahrheit“. Ich ging andere Wege als er, und es hat viele Jahre gedauert, bis Worte von ihm mir zum Erlebnis wurden. Zuerst waren es Teile seiner Kierkegaardübersetzung, mit seinen Einleitungen dazu, und wenn

mir auch Kierkegaard nie so nahe kam wie etwa der damals von mir verehrte Nietzsche, so fühlte ich mich doch stark angefasst, wobei ich vorerst zwischen Schrempf und Kierkegaard kaum zu unterscheiden wusste. Etwas sehr Einsames und beinah Fanatisches sprach mich da an, aber zugleich etwas sehr Klares und Heldenhaftes, ein eigensinniger und tragischer Kampf um die Wahrheit, ein Preisgeben alles Angenehmen und Lieblichen, zugunsten einer inbrünstigen Suche nach dem Sinn des Lebens. Anfänglich schien mir der Kampf mehr nur der eines Gedankenmenschen zu sein, aber mehr und mehr wurde mir klar, dass es da ums Leben ging, dass da ein Todfeind aller Illusionen und Trostgründe um sein nacktes Leben rang, um seine Sinnggebung, um seine Legitimierung. Manchmal erinnerte mich dieser Autor an Luther, doch hat er weder dessen Wärme noch dessen typische Schwächen, er ist kühler, viel radikaler, viel konsequenter. Später dann, als es mehr Schrempf selbst als Kierkegaard war, den ich ins Auge fasste, schien er mir weit eher mit Lessing zu vergleichen, mit seiner bohrenden Nüchternheit, seinem Streben nach fast unpersönlicher Klarheit der Formulierung, und auch Lessings bittere Tapferkeit in den Nöten eines sehr schweren Lebens fand ich bei ihm wieder.

Wieder viele Jahre später, beim Erscheinen des zehnten und elften Bandes der Gesamtausgabe, fesselte mich Schrempfs Auseinandersetzung mit dem dämonischen Dänen. Er scheint ihn, auf den ersten Blick, eher zu kritisieren und zu beargwöhnen, ja oft zu schulmeistern, unerbittlich setzt er ihm seine ruhigen, aber respektlosen Fragen entgegen, hält ihm seine Widersprüche, Eitelkeiten, Halbheiten, Feigheiten vor — und liebt ihn dennoch, ist dennoch voll ernster und besorgter Aufmerksamkeit für sein Leben, sein kompliziertes Werk, seine eigentümliche Art von Grösse. Was den Kritiker Schrempf an Kierkegaard interessiert, ist nicht dessen Dialektik, nicht sein hohes Talent, auch nicht sein „Christentum“. Und auch Kierkegaards Pathologie interessiert ihn nicht so sehr, obwohl er sie recht genau im Auge behält; er ist von ihr vielmehr zuweilen eher angewidert: er hat für jene grossen Kranken, die er liebt und die ihn sein Leben lang fasziniert haben, für Paulus, Kierkegaard, Nietzsche, immer wieder gelegentlich jenes nüchterne Lächeln des seelisch Gesunden. Was ihn an diesem wunderli-

chen Kierkegaard und an seinem verzwickten, mit Kulissen, Scheinperspektiven und anderen Schauspielereien durchsetzten Werk so heftig interessiert, das sitzt tiefer. Ihn interessiert das Letzte, das eigentliche Geheimnis: aus welcher Kraft und mit Hilfe welches Glaubens eigentlich dieser Mann sein so unendlich dunkles und schwieriges Leben hat führen können. Mit der selben Frage hat Schrempf in leidenschaftlichen, in manchen Kapiteln tief aufwühlenden Büchern Charakter, Geist und Leben Luthers, Lessings, Goethes, des Apostels Paulus studiert und behorcht.

Es sind nicht eigentlich schwer zu lesende, es sind nicht mit Gelehrsamkeit überladene, und dennoch sind es schwierige Bücher, diese „Biographien“, sie sind Auseinandersetzungen eines heftigen, aufs Unbedingte gerichteten Geistes mit seinen Geistesverwandten, und sie haben oft jene zähe Leidenschaftlichkeit, wie Kämpfe zwischen nahen Verwandten. Er selber hat einst seine Liebe zu Paulus und zu Luther als „unglückliche“ Lieben bezeichnet. Er hat aber auch glücklich geliebt, dieser redliche und unermüdliche Verehrer der Wahrheit, und eine der schönsten Früchte solcher Liebe ist sein Buch über Sokrates.

Das erste kleine Buch, das mich ganz in sein Kernproblem hinein führte, hiess „Menschenlos“, ich lernte es erst viele Jahre nach seinem Erscheinen kennen. Dies Bekenntnisbuch, an Hiob anknüpfend, wurde mir wichtig. Es traf mich zu einer Zeit, wo ich die entscheidenden Enttäuschungen, den Bruch mit Herkunft und Tradition, das Alleinstehen in einer mitleidlos kalten Welt schon erlebt hatte. Nach seiner ersten Lektüre fühlte ich einige Tage lang das Bedürfnis, dem Verfasser für diese Schrift meinen Dank auszusprechen. Aber ich wusste nicht, wo er zu suchen sei und ob ein solcher Dank ihm mehr als eine Störung bedeuten könne. Ich schrieb den Brief nicht.

Wieder einige Jahre später, bei Schrempfs Lutherbuch, fand ich zu meiner Ueberraschung wieder eine Bestätigung von eigenen Erfahrungen und Gedanken. Ich hatte nicht lange vorher den Versuch gemacht, die Grundstücke meines „Glaubens“ zu formulieren. Er war Bruchstück geblieben, aber ein Stück über die typischen Stufen der Menschenwerdung, über die charakteristischen Grunderlebnisse der Seelengeschichte war fer-

tig aufgezeichnet, und diesem Stück entsprach ein Kapitel bei Schrempf beinahe Satz für Satz.

Was Schrempf bei Luther und bei sich selbst als „Glauben“ vorfindet, ist etwa dies: Alles, was an mir und durch mich geschieht, ist gut. Es ist gut, auch wenn es mir weh tut. Es ist gut, auch wenn es offensichtlich gegen das von der Sitte Gutgeheissene geht. Es ist gut, weil unser Leben nicht unser Werk und Eigentum ist, weil wir nicht so sehr leben als gelebt werden. Wir werden gelebt von der unserer Vernunft überlegenen und zum Teil entzogenen Macht, vom Leben, von Gott. Solang wir glauben, jene Gebote erfüllen zu können, die unsre natürlichen Begehrlichkeiten zugunsten der Gesellschaft und Kultur einschränken, solange brauchen wir keinen Gott und keinen Glauben, ihre Stelle kann ein Gesetzbuch, eine Kirche, eine Konvention vertreten. Der wache und aufrichtige Mensch erlebt es aber unfehlbar, dass er jene Gebote keineswegs erfüllen kann, dass alle „guten Werke“ nicht selig machen, uns nicht das Gefühl der Unschuld und des harmlosen Lebenskönnens geben. Aus dem Versagen und der Verzweiflung dessen, der das Nichterfüllenkönnen der Gebote erkannt hat, wird der Glaube geboren, der Glaube, dass wir nicht leben, sondern gelebt werden, und dass uns nichts übrig bleibt, als uns diesem irrationalen Leben hinzugeben. Das ist Luthers „Rechtfertigung durch den Glauben“, und das ist Schrempfs eigener Glaube.

Bei Luther ist, nach Schrempf, dieser Glaube stark gewesen, aber er ist weder rein zum Ausdruck gebracht noch rein gelebt worden. An Stelle des Verzichtes auf Heiligung durch Werke trat bei Luther am Ende doch das Werk, ein grosses, aber doch nicht ewiges und göttliches Werk: das Aufrichten einer neuen Kirche statt der alten.

Bei Schrempf, so scheint es mir, hat zwar der Glaube niemals eine solche Abbiegung ins Diesseitige erlitten, aber in seinem Leben scheint Verzweiflung und tiefe Not oft wiederkehrt zu sein. Er kann sich seines Glaubens nicht rühmen, er kann ihn nicht wie Luther formulieren und eine Erlösungsanstalt aus ihm machen. Aber er hat, mit immer neuen Schicksalszeichnungen und Modellierungen, diesen Kernglauben an das Gelebtwerden, an das Abtreten der Verantwortung an Gott

doch immer wieder gefunden. Er hat nichts von dem Kinder-
glauben an den Menschen und seine unumschränkte Macht, den
die Generäle, die Fabrikanten und viele Gelehrte haben, er
hat in sich selbst die Nichtigkeit des Menschen durcherlebt,
und da es nicht Irgendeiner ist, der das erlebt hat, sondern
ein Mensch und Geist von sehr hohen Graden, ist sein Be-
kenntnis für uns erschütternd und am Ende befreiend.

Vielleicht ist es notwendig, diese Darlegungen gegen grobe
Missverständnisse zu schützen. Ich füge also für schlichte
Seelen hinzu: Es vollziehen sich diese Erlebnisse nicht an der
Oberfläche des Lebens, nicht unter den Vielen und Harmlosen,
nicht unter der Menge, sondern in den Seelen weniger, zu
besonderem Leiden und besonderer Reife Bestimmter. Der Satz
„Alles ist gut, also kann und darf ich tun, was mir beliebt,
es wird gut sein, ich bin dafür unverantwortlich“ wäre ohne
Zweifel sehr gefährlich als Grundsatz eines hab- und macht-
süchtigen Menschen. Die Menschen aber, denen Schrempfs Art
von Glauben überhaupt erlebbar wird, stehen längst jenseits
von Belieben und Ehrgeiz; sie haben einen grossen Teil ihres
Lebens damit verbracht, das Gute zu üben, und üben es auch
weiter, obwohl sie nicht mehr daran glauben, dass es über-
haupt ein Gut und Böse gibt. Sie sind nicht diesseits, sondern
jenseits der Moral. Dies hat Schrempf auch einmal in einer
kleinen Schrift mit aller Deutlichkeit ausgeführt, es heisst
„Diesseits und Jenseits von Gut und Böse“, ein tiefgründiges
Büchlein, das mir jedoch seinerzeit wegen seiner Gegnerschaft
gegen Nietzsche, an den ich noch glaubte, zu schaffen machte.
Was Schrempf an Nietzsche nicht sieht und versteht, ist sein
Künstlertum. Schrempfs Organ für die Kunst war äusserst
schwach; dies war es wohl auch, was mich so viele Jahre
instinktiv gegen Schrempf zwar nicht abwehrend, aber doch
lässig und abwartend mich verhalten liess. So blieb es mir
stets unbegreiflich, warum er seinem „Menschenlos“ nicht den
Hiob der Bibel, sondern den Hiob einer Dichtung zweiten
Ranges zugrunde legen konnte. Die Gnade des Schönen, die
Rechtfertigung durch die Kunst ist ein Gebiet des Erlebens,
das ihm zum grössern Teil verschlossen blieb.

Weiter: Schrempfs „Glaube“ ist ebensowenig eine Blasphemie
wie ein Angriff auf die Moral. Dem Menschen, der noch

„diesseits“ steht, der noch aus der Wildheit seiner egoistischen Triebe lebt und diese stündlich zu bekämpfen sich verpflichtet glaubt, wird es niemals, auch wenn er wollte, möglich sein, den Sprung in die Freiheit und Grösse des „Jenseits“ zu tun. Im Gegensatz zu Luther, der aus seinem Glauben schliesslich wieder eine Moral gemacht hat, bringt Schrempf seinen Lebensglauben nur mit äusserster Scheu zum Ausdruck und warnt davor, sich viel mit ihm zu beschäftigen, und lacht über die Meinung, dass ein Glaube etwas sei, das einer vom andern lernen und empfangen könne.

*

Als Schrempf schon fünfundsiebzig Jahre alt war, im Jahr 1935, sind wir zum ersten und einzigen Mal persönlich zusammengekommen. Er war mit mehreren Freunden — die Freundschaft spielte in seinem Leben eine grosse Rolle — einige Monate in Italien gewesen, und seine letzte Station auf der Rückreise war Montagnola. Er hielt sich mit seinen Getreuen einige Tage in unserem Dorfe auf, und kam jeden Tag für ein paar Stunden zu mir, ein kleiner, ausserordentlich rüstiger und temperamentvoller Greis, dem stundenlanges Marschieren noch so wenig Beschwerden machte als stundenlanges Disputieren. Wir wurden Freunde, und die Gestalt dieses schwäbischen Sokrates gehört seither mit zur Bilderwelt meines Lebens.

Einige Notizen über jene Gespräche mit ihm habe ich aufbewahrt, und möchte sie als Andenken und Gabe für seine Freunde hier mitteilen.

Glaube und Zweifel:

Glaube und Zweifel sind einander entsprechend, sie gehören komplementär zu einander. Wo nie gezweifelt wird, da wird auch nicht richtig geglaubt.

*

„Fortschritt“:

Ich lasse dahingestellt, ob es in der Menschheit einen Fortschritt gibt. Was ist denn „Menschheit“?. Nichts Reales, nichts worüber man etwas aussagen könnte. Dagegen kann nur ein Esel leugnen, dass es im individuellen Leben Fort-

schritt gebe. Jeder Erwachsene ist, mit dem Säugling verglichen, sehr weit entwickelt. „Es gibt Fortschritt, denn es gibt Lernen“.

*

In der Geschichte behauptet Schrempf nicht unbedingt etwas wie Entwicklung im Sinn des Fortschritts, aber er meint doch: der heutige Mensch sei sehr viel differenzierter und einer Problematik fähig, die zum Beispiel in der Antike nicht möglich war. „Der Unterschied zwischen Ihnen, Herr Hesse, und einem heutigen Durchschnittsmenschen ist sehr viel grösser als der zwischen Horaz und einem damaligen Durchschnittsrömer“. Ich bezweifle das sehr. Er lacht.

Nietzsche:

„Man müsste Nietzsche einmal ganz aus seinem Leben darstellen und verstehen, und dabei auch das Pathologische, das bis in seine früheste Zeit zurückreicht und immer bei ihm da war, voll einbeziehen. Wahrscheinlich wäre der wichtigste Schlüssel zum Verstehen ein genaues Erforschen des Verhältnisses zu Lou“. Von Lou hält Schrempf sehr viel, und bewundert ihr Schweigen, auch Weimar gegenüber. Es fallen dabei die Worte: „Die Lou war jenseits von Gut und Böse; Nietzsche meinte es zu sein, und war doch ganz diesseits.“

*

Im spätern Gespräch nahm ich den pathologischen Menschen in Schutz und sagte, das Pathologische sei nicht bloss Krankheit, sondern oft auch Schutz und Rettung, es helfe Vielen, das sonst unerträgliche Leben dennoch zu leben. Schrempf meint: Ob das Leben so sehr viel wert sei und unbedingt bejaht werden müsse, sei ihm einerlei. Jeder Lebende bejahe durch sein Tun das Leben, solange er nicht erschöpft und todesreif sei. Ihm sei ein „Bejahen“ des Lebens gar kein Bedürfnis; ihm sei es gleich, ob jemand das Leben gut oder unerträglich finde, wenn es nur aufrichtig geschehe. Einer der ganz wenigen Aufrichtigen die er kenne, sei Leopardi gewesen, der zugegeben habe, dass zwar das Leben widerwärtig, der ersehnte Tod aber von solchem Grauen umgeben sei, dass man ihm eben doch entfliehe. Wenn einer nicht mehr leben kann und will, so kann er auch

aufhören zu leben. Wenn einer aber das Leben unerträglich und scheusslich findet, und es doch nicht lassen kann, dann sei das einfach widerlich. Ich wandte ein, das Schimpfen und Klagen über die Unerträglichkeit des Lebens sei eine perversierte Form der Liebe. Aber solche Persionen lehnt Schrempf ab, er findet alles Pathologische im Grunde uninteressant. Er sagt etwa so: wenn ein Mensch das Leben unerträglich findet und dennoch sich nicht töten kann, so gibt es bloss einen Weg für ihn: er soll untersuchen und feststellen, was es denn nun sei, das ihn am Leben erhalte und ihm das Leben trotz allem lieb mache. Dabei entdecke man, dass das, was man zu lieben und begehren glaube und ohne was man angeblich nicht leben möge, meistens Illusionen seien; wenn man erst gefunden habe, welcher Güter wegen man wirklich trotz allem noch gern lebe, dann fallen diese Illusionen dahin, und auch das Klagen über Unerträglichkeit des Lebens. Und genau an diesem Punkt beginne die Religion. (Ich deute mir das so: Religion sei das Glauben an jene letzten Werte, die man in obiger Situation und bei solcher Selbstprüfung noch übrig finde).

Schrempfs Gedanken sind im Gespräch natürlich die selben wie in seinen Büchern, auch die Art seiner Argumentation und sein Ton. Sein Nichternstnehmen der Kunst tritt im Gespräch noch deutlicher und naiver hervor, er sieht in der Kunst weniger eine Sprache oder Existenzform als eine Ausflucht und Illusion, eine der Formen des Ausbiegens vor dem Furchtbaren. Er ist immer dafür, dem Furchtbaren nicht auszuweichen und es zur Antwort zu zwingen. Bei mancher schwäbisch-pietistischen Eigenart und auch mancher kleinen Pedanterie ist er von einer unbedingten Tapferkeit und vollkommenen Aufrichtigkeit. Man kann ihn sich recht wohl in der Lage des Sokrates denken, der noch einen Schritt vor dem Tode tapfer und freundlich seinen Weg geht und um seine Schüler besorgt ist. Die Linie von Bengel her ist nicht zu verkennen, er hat in der Tat von seinen Anfängen her viel Pietistisches behalten, aber eben nur im Bengelschen Sinn; von der schwärmerisch-sentimentalen Seite des Pietismus findet man nichts bei ihm.

Freundschaft:

„Freundschaft, sagt Schrempf, war in der Antike eine grosse Macht, das Christentum half sie auflösen. Sie wird wieder

wichtig werden. Es werden, wenn die Kirchen, Logen, Bünde von gestern dem Ende nahe sind, die Reifen, Bereiten und Willigen, lose in Freundschaft verbunden, das Salz der Erde bilden, sie werden anonym da sein und wirken, und keine Macht und Organisation daraus machen. Sie haben es aufgegeben, sich nach rückwärts zu orientieren, und stellen darum auch nicht Schemata und Dogmen auf, die für später bindend sein wollen.

„Es gibt für das Leben und Denken keinen ‚Standpunkt‘, sondern nur Bewegung, Vorwärts. Zu den Ahnen dieser Art gehören Sokrates und Lessing“.

*

Jesus und Sokrates:

Beide ergänzen sich für Schrempf. Jesus ist der Wärmere, Herzlichere, Sokrates der geistig Behendere, mit dem feinen Sinn für das Schwebende. Ausserdem aber ist Sokrates der Alte. Von dem, was ein alter Mann ist und wurde, ist nichts durch Jugend und Genie zu ersetzen; es gibt Werte, die gehören nur den in Weisheit alt Gewordenen. Jesus ist durchaus ein junger Mann, Sokrates ein alter.